

# Suhrkamp Verlag

## Leseprobe



Weiss, Philipp

**Am Weltenrand sitzen die Menschen und lachen**

Roman

© Suhrkamp Verlag  
978-3-518-42817-7

# ENZYKLOPÄDIEN

EINES ICHS

*VON*

PAULETTE BLANCHARD

*HERAUSGEGEBEN VON*

LOUIS DE NEUFVILLE



PARIS, 1881

# ENZYKLOPÄDIEN

EINES ICHS

*VON*

PAULETTE BLANCHARD

*HERAUSGEGEBEN VON*

LOUIS DE NEUFVILLE



PARIS, 1881

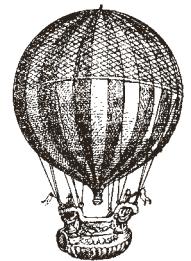
**ERSTES  
ALPHABET**

YERRES,  
IM JUNI 1870

*Nach dem lang ersehnten Ende der Pensionatszeit, die jenes Ich, um das es hier gehen soll, bei den Sœurs de la Congrégation de Notre-Dame du Grandchamp in Versailles verbracht hatte, nach einer Zeit also des frommen Studiums, das auf ein Leben als Hausfrau und Mutter vorbereiten sollte, das sich aber im Innern der Pensionärin als eine ausgedehnte Periode der Langeweile und des Überdrusses darstellte, erwartete die junge Frau – sie war gerade 17 geworden – eine Rückkehr in das Haus der Eltern nach Paris. Ihr Vater aber hatte mit ihr andere Pläne. Er verweigerte ihr die Heimkehr und schickte sie nach Yerres zu ihrer kranken Großmutter. In dieser Zeit des erlebten Exils entstanden die ersten Einträge in das Tagebuch. Erst zögerlich, doch bald schon in jenem Fieber, das die kommenden Jahre bestimmen sollte.*

**AÉRONAUTIQUE** (*Aeronautik*) — **1.** Nun endlich kann ich sie aufschreiben in der Hoffnung, sie dadurch zu bewahren und von der kindlichen Angst schließlich erlöst zu werden, ich könnte sie eines Tages einfach vergessen. Wie oft habe ich mir die Geschichte bereits selbst wiederholt, abends, vor dem Einschlafen – und meine Gliederpuppe damit entsetzlich gelangweilt! –, seit Onkel Eugène sie mir das erste Mal erzählte, als ich noch ein kleines Mädchen war. Ich glaube Tausende Male! Und doch kommen mir Zweifel, ob die Geschichte noch immer dieselbe ist, ob ich nicht doch da und dort, wo meine Phantasie mich forttrug oder mein Gedächtnis mich im Stich ließ, etwas hinzu- oder fortfabulierte. Denn sie scheint mir so gar nicht nach der Wirklichkeit gestaltet, sondern vielmehr wie ein Märchen und beinahe so, als hätte ich es selbst erfunden, um mich wieder und wieder daran aufzurichten – die Geschichte meiner Urgroßmutter Marie Madeleine Sophie Blanchard, der Aeronautin des Kaisers.

**2.** Und es sind zwei Bilder, die sich in mir überlagern, die sich im Laufe der Jahre in meiner erregten Phantasie ausgestaltet haben, immer weiter und dringlicher, und die mir nun nicht mehr aus dem Kopf wollen! Das erste zeigt den aufsteigenden Ballon in jener Nacht über dem Jardin de Tivoli, diese ungewöhnlich kleine Charlière, aus weißem, reich

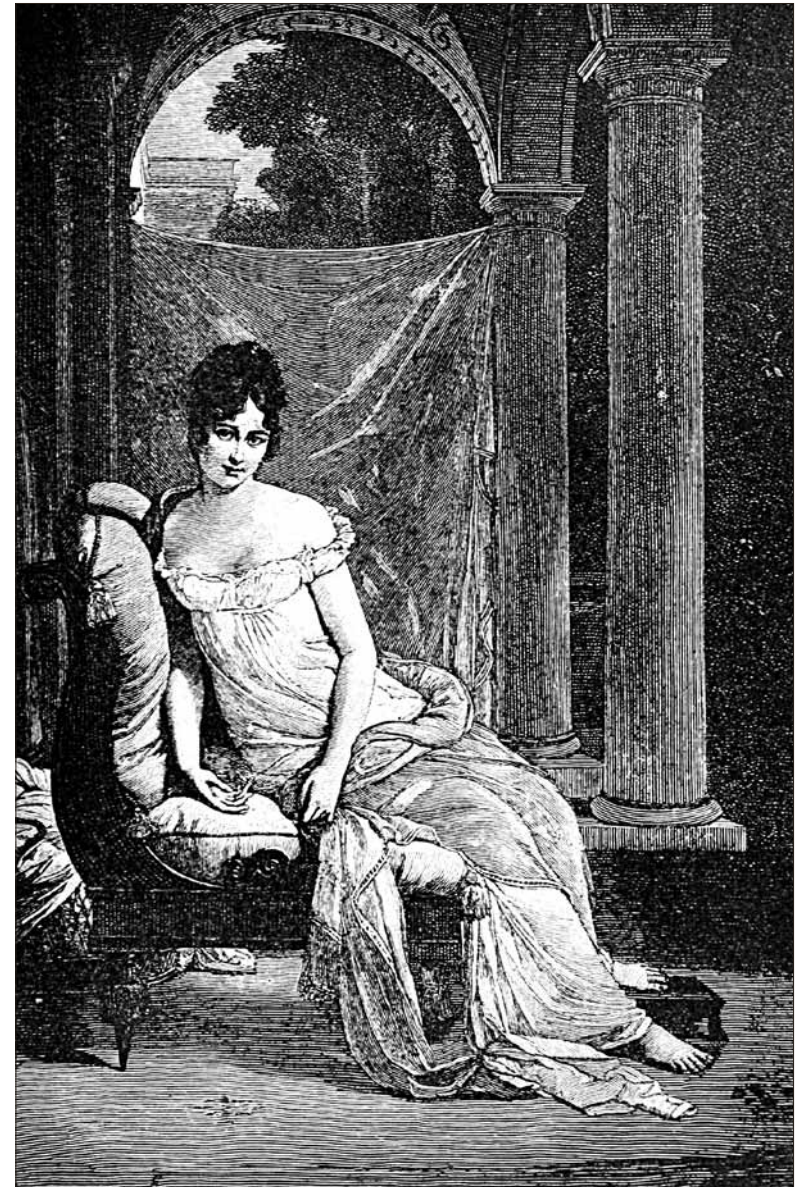


*Charlière*

besticktem Seidenzeug genäht, ein prächtiges Luftgefährt, das über Paris steht wie Phaetons Sonnenwagen. Die Gondel besteht alleine aus einer silbernen Schale, die es erlaubt, die strahlende Gestalt der Aeronautin während des Aufstiegs beinahe zur Gänze zu betrachten. Wie ein Engel sieht sie aus, als sie da in den Himmel steigt, in ihrem weißen, sich in Falten legenden Kleid und dem mit einer Straußenfeder geschmückten Hut, diese kleine Frau, zierlich wie ein Kind, doch von einer entrückten, sphärischen Schönheit, die etwas von einem Vogel an sich hat, mit ihrer etwas spitzen Nase und den kleinen, dringlichen Augen. (Ich muss diese wohl von ihr haben!) In ihrer Hand hält sie eine weiße Fahne, die im Wind heftig flattert. Und während der Ballon noch in den finsternen Nachthimmel aufsteigt, findet sich die gesamte Erscheinung erleuchtet durch die in einer Strahlenkrone unterhalb der Gondel angebrachten bengalischen Feuer. Sie, die bereits ohne dieses prächtige Kostüm, stieg sie mit ihrem Ballon hinab in ländliche Gebiete, von den unwissenden Bewohnern für die heilige Maria gehalten wurde, steht nun, in diesem ersten Bild, vor mir als eine wahrhaft übermenschliche Erscheinung.

Das zweite Bild zeigt Silberregen, der über das nächtliche Paris fällt, flackernde Sterne und Feuerwerke wie unzählige Sonnen, die selbst die Erde erhellen bis tief in die Rachen der vor Freude jubelnden Menge. So etwas hat Paris noch nie gesehen! Und auch der Mund der Aeronautin steht weit aufgerissen, doch im Entsetzen. Ihre Fäuste umklammern die Taue, der Hut ist versengt und darunter das Haar, denn der gesamte Ballon steht in Flammen! Wie aus Erdritzen schießt das brennende Gas daraus hervor. Und sie fällt, sie fällt über den Dächern der Rue de Provence, das Gehäuse schlägt mit einem lauten Knall gegen die Ziegel einer Dachschräge, schlittert entlang, ein Schornstein stellt sich in den Weg, und der Engel, aus seiner Halterung gerissen, stürzt mit einem langen Schrei die Rue de Provence hinab und zerschellt auf dem Pflaster.

**BEAU & JOLI** (*Schön & Hübsch*) — So stelle ich mir gelegentlich die Frage, ob ich denn schön bin und was das überhaupt heißen mag. Und da es mir leider unmöglich ist, kurzerhand einen jungen Mann oder gar einen reifen Herrn herbeizupfeifen, um diesen dann nach



*Madame Récamier,  
nach einem Gemälde von François Gérard*



seinem gediegenen Urteil zu fragen, so nehme ich von Zeit zu Zeit Bildnisse vortrefflicher Frauen zur Hand, die etwas auf ihre Schönheit halten dürfen, und vergleiche diese mit der Erscheinung, die mich aus dem Spiegel heraus so sonderbar anblickt. Zu diesem Zweck dient mir das Album, das ich in Großvaters Arbeitszimmer fand, welches, seit er im letzten Jahr starb, unverändert dasteht wie ein kleines Museum und im Auftrag von Großmama nur einmal am Tag geöffnet wird, sodass Louise es mit dem Staubwedel reinigen kann. Als sie einmal aber die Unachtsamkeit beging, es nach getaner Arbeit nicht wieder zu versperren, sah ich meine Stunde gekommen. Das Album enthält Bilder von Frauen, die Großvater gesammelt hatte, Fotografien von Schauspielerinnen und mir unbekannten Damen sowie allerlei kleine Farblithografien der schönen Künste, wiederum vorwiegend Damenportraits, sodass ich zu dem Schluss kommen muss, dass es nicht die Liebe zur Fotografie, zum Theater oder zur Malerei war, die Großvater zu dieser Sammlung veranlasste, sondern allein jene zur Damenwelt. Auf der Rückseite der Bilder fand ich auch tatsächlich von Großvater verfasste Kommentare, die meist nur aus wenigen Worten bestanden: »Formidabel!«, »Chapeau!«, »Das nenne ich Lippen!« Da waren etwa Fotografien der Gräfin d'Auvigny, die bei den Herren hoch im Kurs steht, wie Großmama mir versicherte, oder der berühmten Mademoiselle Rachel, die einmal in der Rolle der Roxanne, ein andermal als Phèdre, dann in der Rolle der Chimène posiert und deren dunkle Augen immer den Schmerz der Tragödin tragen, einen niemals ansehen, stattdessen immer zur Seite hin gerichtet blicken in eine unbestimmte Ferne. Wie anders hingegen finde ich meine Augen, die nicht stillhalten können und aus denen ein so entsetzliches Wollen spricht! Ich glaube, es fehlt mir gänzlich an der Lieblichkeit, die ich in den Portraits der Madame Récamier finde, seien sie nun von David gemalt oder von Gérard, wenngleich ich auch deren gekräuselteres Haar durchaus bewundere. Meines hingegen ist widerspenstig und üppig und wallt so freimütig, dass Gervaise tagtäglich alle Mühe hat, es nur irgendwie zu bändigen! Im rückwärtigen Teil des Albums fand ich einige Akte von berühmten Malern, die mich nicht wenig erschreckten. Die von Großvater auf deren Rückseite gekritzelter Kommentare

wage ich hier nicht zu kopieren. Allein bei einer von Ingres gemalten Orientalin, die nackt auf einem Diwan hingestreckt über ihre Schulter blickt, meinte ich eine gewisse Ähnlichkeit mit mir zu erkennen. Aber da ich mich alles in allem nicht recht finden will in diesen Bildern – so habe ich etwa heute Morgen einige Stunden damit zugebracht, die Blässe von Nacken, Schulter und Brust, die ausgewogenen Proportionen des Wuchses und der Gesichtszüge, die geschnürten Taillen und die Raffinesse der Schneider bei Gainsborough zu studieren, nur um zuletzt auszurufen: Nein! So sehe ich gar nicht aus! –, so komme ich zu dem Schluss, dass ich nicht schön bin. Man bewundert am Schönen das Edle und Regelmäßige, am Hübschen hingegen die geistreiche Eigenart. Ja, ich glaube, dass ich hübsch bin und dass mir am Schönen, was mich selbst betrifft, gar nichts liegt! Es kommt mir sogar allzu falsch vor und leer und ist nicht nach meinem Geschmack!

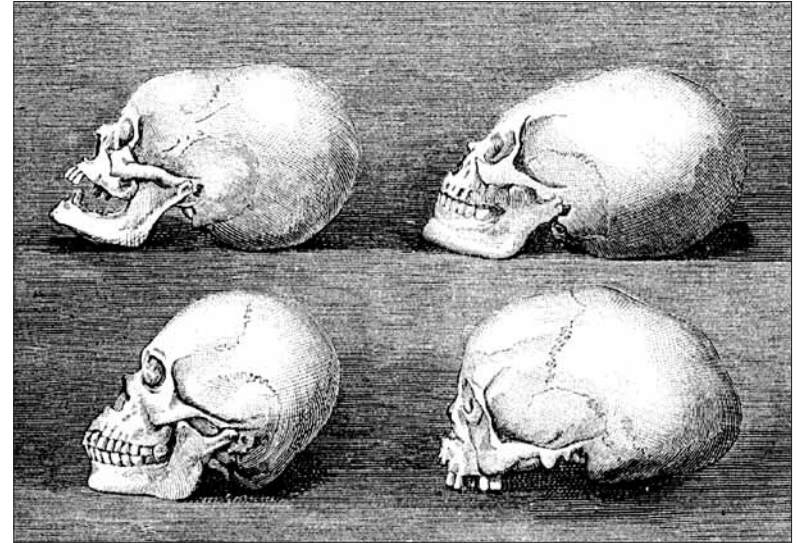
**BIENSÉANCE** (*Anstand*) — Zweimal schon an diesem Tag half mir die liebe Gervaise, meine gesamte Toilette zu wechseln. Sie tritt ein und blickt mich nur an mit ihren stillen Augen, als würde sie jeden meiner Gedanken erraten. Sie senkt ihren Kopf, mit diesem kleinen, heimlichen Lächeln, und mir ist auch sogleich besser. Nein, nicht aus Eitelkeit wechsele ich die Kleider. Nicht einmal aus Langeweile, wenn gleich das sogar verzeihlich wäre, denn ich langweile mich hier entsetzlich. Wie allein ich bin! Großmutter nennt es meine Grillen und hält mir Gardinenpredigten, in der festen Meinung, ich hätte schlechte Manieren und halte mich »mit meinen 17 Jahren für die Gemahlin des Kaisers«. Sie hält mir vor, ich lasse Bescheidenheit und Sanftheit vermissen, die mir gut stünden. Die Schwestern im Kloster hätten wohl in ihrer Erziehung an mir versagt. Nun, liebe Großmama, bei aller zärtlichen Liebe und Hochachtung, die ich für Sie empfinde, so erlauben Sie mir die Frage, ob es tatsächlich angemessen sein kann, eine junge Frau am Gängelband zu führen, als sei sie ein kleines Kind von drei Jahren? Denn wenngleich Sie mich über viele Jahre nicht zu Gesicht bekommen haben und Ihnen das entgangen sein mag, geehrte Großmama, so habe ich doch das Laufen bereits gelernt und drohe im aufrechten Gang durchaus nicht mehr zu fallen. Ein Flügelkleid entspreche mir da schon eher, wenn es mich denn nur fliegen ließe, anstatt

mich festzubinden! Und so gerne ich auch den Himmel betrachte, fände ich es doch von Zeit zu Zeit belebend, nicht mehr im Kinderwagen kutschiert zu werden. Denn was ist es anderes, hier zu sitzen in diesem Zimmer und nur mein Fenster zu haben, um auf die entrückte Welt zu blicken? Oder allein an Ihrer Seite Ausfahrten mit der Kutsche zu machen? Es wundert mich, liebe Großmama, dass Sie mir die Manieren eines Husaren zuschreiben, weil ich es mir erlaube, mit allem einer Enkeltochter geziemenden Respekt zu bemerken, dass mir etwas frische Luft wohltäte, dass in den heißen Sommertagen ein Bad in der Yerres Erleichterung schaffen würde oder von Zeit zu Zeit ein Ausritt auf dem prächtigen Rappen, der sich in Ihrem Stall befindet. Ich weiß selbstverständlich, wie es um Ihre Gesundheit steht. Ich Sorge mich und möchte Ihnen meine aufrichtige Liebe und Fürsorge entgegenbringen, so gut ich es nur kann, liebe Großmama, doch würde es mich doch in einiges Erstaunen versetzen, wenn Ihnen daran gelegen wäre, mich hier ebenso krank zu finden, wie Sie selbst es sind. Ach, liebe Großmama, wohl bin ich noch jung, beinahe ein Kind, doch keineswegs ein Dummkopf! Natürlich durchschaue ich Ihren leidenden Blick, natürlich durchschaue ich Ihren Tadel, der mit den Plänen meines geliebten Vaters im Bunde stehen muss! Denn dass hier mit vereinter Kraft versucht wird, mich aus Paris fernzuhalten, ist mir nicht entgangen. So sprechen Sie, Großmama, was steckt hinter diesem Komplott? Was gilt es vor mir zu verbergen? Könnten Sie mir auf diesen Seiten antworten, um wie viel leichter wäre mir. Ich müsste nicht mehr bloß ergeben nicken und lächeln und bliebe nicht auf immer der Automat, zu dem Sie mich erzogen haben. Aber ja, liebe Großmama. Wie Sie es wünschen. Gewiss, lieber Papa, ich werde tun, ganz wie Sie befehlen.

**CORPS** (*Körper*) — 1. Ach, wie liebe ich es, mir nach dem Bad selbst verstohlene Blicke im Spiegel zuzuwerfen, auf diesen mutternackten Körper, bevor ich ihn wieder voll Scham bedecke. Und damit auch mich selbst.

2. Ich träumte sogar, mein Knochengerüst sei bereits verkümmert und gänzlich aufgelöst und unter dem Puder sei nur noch Leere.

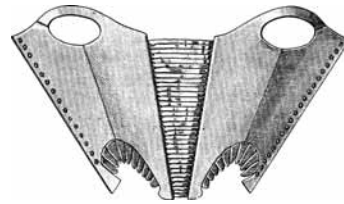
**CORSET** (*Korsett*) — Wände, Wände, Wände! Ich glaube zu erstickten. Wie eng mir ist in diesem Kleid! Luft, Luft! Dreimal bereits



*Einige künstlich verformte Schädel*

musste ich heute Morgen nach der lieben Gervaise rufen lassen, damit sie mir den Schnürleib lockert. Was für ein hässlicher und widersinniger Apparat das ist! Im Grunde nutzlos. Da er der Anatomie kein Vertrauen schenkt, im Äußeren zu stützen gedenkt, was im Inneren bereits längst getragen ist. Der Mensch ist weich im Zustand der Natur. Und beweglich! Warum diesen Leib also verpanzern? Warum diese Kompressionsmaschine der Brust, welche die Organe verdrängt und komprimiert, in die Länge dehnt und mir ein solches Brustübel bereitet! Dieses Korsett ist ein listiges Gefängnis. Gleicht es nicht dieser primitiven Praxis der Wilden, von denen ich neulich mit Entsetzen las, jener Inka-Stämme, welche die Köpfe ihrer Neugeborenen, um diese abzuflachen, zwischen zwei Bretter spannen und sie so ihrer natürlichen Form berauben? Ist das nicht ein und dieselbe Machenschaft? Und ist denn ein Plattenschädel um so vieles edler, wenngleich er die Gehirnmasse zerdrückt und den solcherart Geformten zu einem Esel macht? Warum immer hemmen? Warum immer töten, was in uns wächst und nach Ausdruck verlangt? Und so vieles will in mir wachsen! So vieles! Am liebsten würde ich das Korsett aus dem Fens-

ter werfen! Am liebsten würde ich es im Wind davonfliegen sehen, weit fort über die Felder, und mit Entzücken beobachten, wie es in der Luft von Greifvögeln zerrissen wird, die in ihm nichts anderes erkennen können als einen kopflosen Feind!



Korsett

**CULPABILITÉ** (*Schuld*) — **1.** Es lastet so schwer, und doch wage ich es nicht zu schreiben. Ich dachte, nun, da ich das Tagebuch habe, würde mir leichter werden. Ich würde endlich jenen Gefährten darin finden, den ich mir so lange ersehnt habe, der mich nicht maßregelt, der mich nicht bemisst, vor dem ich im Gegenteil bekennen kann, offen und ohne Verstecke. Ich habe mich geirrt. Ich kann nicht! Alles, was ich aufschreibe, starrt mich an! Ich kann nicht. Als trüge die Schrift selbst eine Schuld.

**2.** Ich weine so sehr, weil ich weiß, dass es sündhaft ist. Ach was! Liegt es denn etwa in meiner Macht? Wohl kaum! Und dennoch, es ist nicht recht. Ach, ich drehe mich im Kreis! Ich lösche nun die Kerze und versuche, noch einmal zu schlafen. Und morgen wird es gut sein.

**ENCYCLOPÉDIE** (*Enzyklopädie*) — Wie die Treppe knarrt! Auf leisen Sohlen schleiche ich also nach oben. Ich finde die Tür zum Dachboden unverschlossen. Und doch zögere ich noch einen Moment lang, überlasse mich meinen Träumereien von der Welt, die mich dahinter wohl erwartet, von Winkeln voller Spinnweben, von in Staub gehüllten magischen Objekten, von schweren Stoffen und darunter verborgenen Requisiten und Schätzen, die Großvater aus dem Orient mitbrachte und wohlweislich versteckte. Wie groß aber ist die Ernüchterung! Ich finde den Dachboden leer und sauber. Es scheint, als sei er erst gestern gekehrt worden. Allein einige Wäscheleinen sind dort gespannt, auf denen an Regentagen wohl die sauberen Kleider trocknen können. Ich setze mich also auf jenen Flecken, den die Sonne durch ein schmales Fensterchen in der Dachschräge ganz stürmisch bescheint, und schmolle recht ausgiebig vor mich hin. Da erst bemerke ich eine schlichte Truhe in einem dunklen Winkel am Ende des weiten, von blanken Holzstreben durchzogenen Raums. Und was für einen Schatz ich darin

finde! Er ist größer als alle, die ich mir bis dahin erträumt habe, wertvoller als alle, von denen die Märchen erzählen. Nein, ich übertreibe nicht, wenn ich sage, diese hölzerne Truhe enthält die gesamte Welt! Im ersten Moment denke ich, es handle sich bloß um ein paar alte Bücher, nichts weiter. Es sind 34 schwere Bände aus dem letzten Jahrhundert, in Leder gebunden, mit reich verzierten, geprägten und vergoldeten Buchrücken. Und noch bevor ich auch nur einen von ihnen aufschlage, atme ich einen Geruch, wie ich ihn nie zuvor in einer solchen Intensität wahrgenommen habe – den Geruch des Wissens. *Encyclopédie, ou dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers*. Eine Enzyklopädie! Ich hoffte, den Speicher vorzufinden bis obenhin angefüllt mit Schätzen, und finde einen Schatz, bis obenhin angefüllt mit Speichern! Kostbarkeiten von Abertausenden, vielleicht Millionen Köpfen sind da versammelt. Wissen, zusammengetragen aus allen Weltgegenden, aus verschiedenen Jahrtausenden und kondensiert aus einer Unzahl menschlicher Beobachtungen und Gedanken. Das erste Mal liegt die gesamte Welt vor mir. Und all die Fragen, die ich, seit ich denken kann, in mir trage, die mich quälen, die an mir zerren – endlich habe ich einen Gefährten, der sie mir geduldig auseinandersetzt. Es handelt sich um sechzehn großformatige und aufs Engste beschriebene Textbände sowie elf zusätzliche Tafelbände mit Kupferstichen. Ich verbringe eine ganze Stunde mit dem Betrachten der Bilder zur Camera obscura und wohl leicht eine weitere mit jenen zur Anatomie der Hermaphroditen! Dazu gibt es sieben Ergänzungsbände, darunter die sehr nützliche zweibändige *Table analytique et raisonnée*, die alle Einträge noch einmal überblickend auflistet. Ich glaube, mein Glück wäre nun vollkommen, würde nicht ein Band in der Sammlung fehlen. Verzweifelt zähle und ordne ich wieder und wieder, schreite die anderen Winkel des Dachbodens ab, doch das Buch ist nicht aufzufinden. Dabei handelt es sich um das allererste der Reihe, also dasjenige, das mir als das kostbarste erscheinen muss. Die Einträge von A bis *Azymites* befinden sich darin, wie ich aus dem Register erschließen kann. Und statt mich all des gefundenen Wissens zu erfreuen, das mir wohl Jahre beglückender Lektüre bescheren würde, wollte ich es nur einmal durchmessen, kann ich nicht anders, als mir beständig vor Augen zu halten, was mir durch



Jona Jonas  
Terrain vague

ERZÄHLUNG

Jona Jonas  
Terrain vague

ERZÄHLUNG

*Über dem Kopf gibt es kein Dach;  
und unter den Füßen keinen Grund.*

KUOAN SHIYUAN; 12. JH.

– I –

Nur ein einziges Mal zuvor habe ich eine solche Stille erlebt.

Es war in der Eiswüste der grönländischen Arktis, am Nordrand der Welt, auf der Reise nach Siorapaluk, jener letzten Siedlung der bewohnbaren Zone, der nur noch Eis folgt, Eis, und in etwas mehr als tausend Kilometern der Nordpol. In jener Zone, in der die Sonne während der viermonatigen Polarnacht kein einziges Mal über den Horizont steigt, in einem Gebiet, das über Wochen in völliger Dunkelheit liegt. Es war eine mir unbekannte Stille, die alles in sich aufnahm, die so absolut war, dass mich Panik befiel, schiere Angst, da ich meinte, gerade leibhaftig das Nichts einzuatmen, eine allem zugrunde liegende Abwesenheit, in der ich mich so alleine fühlte wie nie zuvor. Das Eis bewegte sich in dieser Jahreszeit beinahe nicht mehr, es ging kein Wind, die Luft war klirrend kalt und klar, die Erde hatte aufgehört, sich zu drehen, und war erstarrt. Ich war dieser Stille ausgeliefert, schutzlos, und auch die zahlreichen Schichten und Überzüge aus Bärenfell, die ich mir von einem Jäger der Inuit geliehen hatte und die mich vor der Kälte bewahren sollten, konnten dem nichts entgegensetzen.

Ich war nicht allein. Chantal war da. Sie stand neben mir, und so begann ich mich aus meiner Erstarrung zu lösen, mich unbeholfen an sie zu klammern, so fest ich nur konnte. Doch auch sie war von dieser Leere wie behext, entrückt und für mich unerreichbar. Mein Rütteln, mein Flüstern half nichts. Ich glaube, dass mir die Tränen auf der Wange festfroren. Chantal, die ich lange hatte überreden müssen, mich auf dieser Reise zu begleiten, schien nun verschluckt von dieser Welt, in der, wie sie später einmal sagte, das Denken kristallin

wird und durchsichtig, bis es sich seiner eigenen Auflösung entgegentreibt. In kürzester Zeit hatte sie den Brauch der Einheimischen übernommen, über weite Strecken des Tages, oft über Stunden, zu schweigen. Ich bereute es, sie mitgenommen zu haben.

Es war eine fotografische Arbeit gewesen, die mich nach Grönland geführt hatte, auf diese größte Insel der Erde, die, bis auf einige Küstenstreifen, zur Gänze mit einer kilometerdicken Eisschicht überzogen ist. Für mehrere Tage begleitete ich ein Forscherteam an einem der Westfjorde der Insel, die untersuchten, warum das durch die Erderwärmung bedingte Dahinschmelzen des Eises auf solche Weise drastischer verlief, als durch alle bisherigen Simulationen zu erwarten gewesen war. Die bereits pessimistischen Prognosen vorangegangener Modelle waren in erschreckendem Ausmaß übertroffen worden, da die Forschung, so gab einer der Wissenschaftler bereitwillig zu, das fragile und komplexe Zusammenspiel von Eismassen, darunter liegendem Festland, Niederschlägen, Luft und Meer noch kaum zu durchdringen vermochte. Weitere Untersuchungen galten der Frage, welche Auswirkungen die Eisschmelze haben werde auf den Anstieg des Meeresspiegels und etwaige darauf folgende katastrophische Überschwemmungen in den Küstenregionen dieser Welt.

Auf Helikopterflügen, Hundeschlitten- und Schiffsfahrten zogen wir unsere Bahnen um die Insel und über das Eis. Ein Eis, das keineswegs, wie man annehmen könnte, erstarrte Form ist, sondern beweglich und wandelbar, das sich in einem ständigen Fluss befindet, sich fortbewegt, wenn auch sehr langsam, von Oberflächen in die Tiefe und von der Inselmitte weg hin zu den Fjorden, bis die Gletscher, wie es heißt, kalben, diese Giganten, die Eisberge, an der Abbruchkante zerbersten und ins Meer stürzen mit einem ohrenbetäubenden Donner.

Es war an einem Augustmorgen am Eisfjord von Ilulissat, etwa 250 Kilometer nördlich des Polarkreises, in einer Region, in der es mehr Schlittenhunde als Menschen gibt, als wir auf einem kleinen Schiff

unweit der Abbruchkante in Richtung Norden unterwegs waren, um in entfernteren Gebieten der Insel eine Gletschermühle aufzusuchen, wo einige Messungen durchgeführt werden sollten. Die Sonne stand tief, bewegte sich kaum und tauchte den Sermeq-Kujalleq-Gletscher in ein warmes, gleichmütiges Licht, jenen Gletscher, der in den vorangegangenen wenigen Jahren um die gleiche Menge geschmolzen war wie in den fünftausend Jahren davor. Um uns herum trieben Eisberge, abstrakte Wesen, absurde Kathedralen, die, wenngleich sie Hunderte Meter unter die Wasseroberfläche ragten, an der tausend Meter tiefen Meeresstelle dahintreiben konnten, als seien sie Papierschiffchen. Fasziniert und gebannt von diesen ehrfurchtgebietenden Eisfragmenten machte ich Dutzende Bilder mit meiner alten Kamera. Die Berge schwammen, wie uns einer der Forscher erklärte, bis sie an den Ablagerungen der Moränen auf Grund liefen, irgendwann durch den Druck der nachkommenden Giganten zerbrachen und aufs offene Meer gelangten, um auf der Davisstraße Richtung Süden zu ziehen.

Ich war gerade dabei, eines der Eisgebilde zu fotografieren, gedankenlos und glücklich auf Chantal einzureden, ihr mitzuteilen, dass mich diese Form an ein archaisches Ungeheuer, jene an Dalí, wieder eine andere an die Philharmonie in Berlin denken ließ, als ein Donner in die Stille brach, ein Grollen und Beben, wie von einem aus dem Nichts hereinfallenden Unwetter, ein – wie ich im Moment des ersten Schreckens meinte – apokalyptisches Getöse, auf das Schreie anderer Passagiere folgten, dann die Stimme Chantals, die meinen Namen rief, auf mich fiel und mich niederdrückte, ohne dass ich verstand, was gerade geschah. Ich schlug mit der Schulter gegen den Rahmen der Tür, die ins Innere der Kajüte führte, und ein Schmerz durchzog meinen Arm bis in die Fingerspitzen. Es folgte wieder Lärm, Schreie, etwas wie ein Hagelsturm, Eisbrocken, die lautstark gegen das Schiff knallten. Glas zerbrach. Ich versuchte aufzublicken, doch der Boden unter mir schwankte, sodass ich froh war, an der Kajütenwand Halt zu finden, um nicht, wie ich fürchtete, im einen Moment treppenab-

wärts ins Innere des Schiffes, im anderen über die Reling zu stürzen. Mit beiden Händen hielt ich mich fest, an Wänden, Leisten, an Chantal, bis es mir schließlich gelang, mich umzuwenden, sie anzusehen, um mit einigem Schrecken festzustellen, dass alle Farbe aus Chantals Gesicht gewichen war. Sie war totenbleich. So sah sie mich an, doch, als hätten sich alle Kräfte in ihr in diesem einen Blick versammelt, leuchteten ihre Augen. Sie drückte mich an sich, und während das Schiff weiter unter den heftigen Wogen schaukelte, erlebte ich einen seltenen Moment mich überrumpelnder Geborgenheit. »Es ist nichts passiert«, sagte Chantal. »Nichts passiert.«

Erst nach einigen Minuten, als die Wellen sich wieder beruhigt hatten, konnten wir aufstehen, uns umblicken. An der Reling standen ein Dutzend Menschen, reglos und ungläubig, und starrten auf jenen nun friedlich treibenden Eisberg, der, ohne dass in dieser Jahreszeit, in der die Kälte das Gletscherkalben beendet haben sollte, damit zu rechnen gewesen wäre, abgebrochen und unweit unseres Schiffes ins Meer gestürzt war.

– 2 –

Als ich die Stille das zweite Mal erlebte, kam sie über mich ohne jede Vorwarnung.

Ich stand auf einer Anhöhe, auf einem Stück Wiese in einem schmalen Park, neben einer abstrakten Skulptur und sich weit über mich erhebenden Hochhäusern, umgeben von Glas, Beton, röhrenden Maschinen, Menschenmassen und heulenden Sirenen. Ich stand da, inmitten von Tokio, verloren, einsam und ohne jede klare Vorstellung, was mich überhaupt hierher getrieben hatte. Ich vermisste meine Freunde, die weit weg waren, unerreichbar in alle Weltgegenden verstreut, in Oslo, in der Auvergne, in den Alpen, am Genfer See, in Wien, in Kairo und in Patagonien. Ich vermisste den Geruch meiner Küche, das Schnurren meiner Katze Ophelia und das schlecht gestimmte Klavier des Nachbarn. Ich vermisste Chantal, natürlich

vermisste ich Chantal. So als wäre mir kalt, zitterte ich am ganzen Körper, doch mir war nicht kalt.

Auf der Straße unter mir herrschte eine angespannte Ruhe. Die Menschen hatten sich wieder aus ihrer Erstarrung gelöst, schüttelten den Schrecken aus ihren Gliedern, und auch der Verkehr begann, zögerlich und stockend, sich wieder vorwärts zu bewegen. Ich war gerade von der Wiese aufgestanden, wo ich einige Zeit reglos gesessen hatte, wie hypnotisiert, unfähig, meinen Blick auch nur für einen Moment abzuwenden von den riesigen Bildschirmen an den gegenüberliegenden Fassaden und der darauf rotierenden Folge von Schreckensbildern. Ich riss mich also los, prüfte den Boden, vergewisserte mich, dass er ruhig war und mich trug, stampfte sogar einige Male auf, nur um sicherzugehen, und fasste schließlich erleichtert den Entschluss, zurück ins Hotel zu fahren, um mich dort auszuruhen.

Es war in diesem Moment, dass ich den hohen, schrillen Ton hörte. Er war schmerzhaft, ohne wirklich Schmerzen zu verursachen, und doch so fühlbar, dass mein Körper unwillkürlich zuckte und sich für einen Augenblick wand. Vielleicht so wie eine sanfte Berührung einen zurückweichen lässt, die flüchtig an einer empfindlichen Stelle der Haut geschieht. Ich hörte das Pfeifen, für einige Sekunden, dann war es fort. Im ersten Moment schenkte ich dem kaum Beachtung, ging einfach weiter, von der Wiese auf den Weg hinab, über die Stiegen, die von der Anhöhe zur Straße hinunterführten, und dachte nur beiläufig an den Klang einer fallenden Bombe. Doch es folgte kein Knall. Zumindest noch nicht. Es hätte auch ein Stück Dach gewesen sein können oder Mauerwerk, das sich womöglich durch das Beben gelöst hatte und Hunderte Meter hinabgestürzt war, eine Röhre vielleicht, ein kleiner Hohlraum jedenfalls, durch den sich die Luft gepresst und ein solches Pfeifen erzeugt haben musste. Ich schaute hinauf in den Himmel. Ein paar Wolken standen da. Erst dann bemerkte ich die Stille. Sie war umfassend und grauenhaft.

Ich ging zunächst noch weiter, als ob nichts wäre, wohl in der Hoffnung, den Spuk, indem ich ihm keine Beachtung schenkte, wieder



zu vertreiben. Wie jene Zeichentrickfiguren, die, wenn sie den festen Grund hinter sich lassen, über dem Abgrund noch ein paar Schritte weiterlaufen, bis sie dann, in einem Schreckmoment, die bodenlose Tiefe unter sich erst bemerken und mit einem Schrei in diese hinabstürzen. Erst unten auf der Straße angelangt, blieb ich stehen. Ich sah mich um.

Da stand ein Polizist in hellblauer Uniform und schwarzem Helm, hielt mit seinem weißen Handschuh ein Megaphon aus Plastik, wie Spielzeug, während er mit seinem freien Arm den Takt schlug oder die Gehenden choreographierte, in weitem Bogen herum um die auf dem Weg verstreut liegenden Splitter und Scherben.

Ein Rettungswagen rollte, sehr langsam, mit flackerndem Blinklicht, in einer schlingenden Bahn über die nach wie vor mit Fußgängern und verwaisten Autos dicht verstellte Straße.

Eine Gruppe von Mädchen, in ihren Schuluniformen frierend, klammerten sich aneinander, indem sie sich unterhaken, mit verschränkten Fingern sich die Hände hielten oder die Arme fest umeinander legten, um sich zu wärmen oder zu trösten. (Für einen Moment fühlte ich den Impuls, mich zu ihnen zu drängen, ganz dicht, um an ihrer Wärme teilzuhaben.) Einem der Mädchen, es war groß gewachsen und dürr und trug zwei plumpe Zöpfe, war einer der weißen Strümpfe nach unten gerutscht, und es entblößte so das nackte Bein – das Knie war etwas blau von der Kälte.

Ein ergrauter Geschäftsmann, versunken in einem zu großen Anzug, stand da, etwas abseits, mit in den Nacken gelegtem Kopf und zu Linien verengten Augen. Ich folgte seinem Blick. Da erst sah ich den Helikopter über uns schweben und noch weiter darüber, vor den gleißenden Wolken, ein paar Vögel seelenruhig ihre Kreise ziehen. Alles das geschah in einer kalten, unmenschlichen Stille. Wie vor einigen Jahren, während der Vorführung eines Stummfilms von Buster Keaton, in jenem alten Theater in New York, als der begleitende Pianist, wohl überwältigt von einer plötzlichen Erschöpfung, mitten im Film die Arme sinken ließ, dann den Kopf, und die Bilder plötzlich lautlos an den staunenden Zuschauern vorüberzogen.

Es überkam mich wie ein Würgen. Es war eine Grabesstille wie jene, die ich in der grönländischen Arktis wahrgenommen hatte, in den froststarrten und windstillen Momenten, in denen sich nichts Lebendiges mehr regte. Da verstand ich es erst. Vielleicht formte ich es sogar mit den Lippen. Die stumme Lautfolge. *Ich bin taub.*

Ich dachte es, ohne zu begreifen, was es bedeutete. Taub. Taub. Der Klang ist aus der Welt verschwunden. Im ersten Moment fühlte ich den Impuls, mich umzuwenden, den nächstbesten Passanten anzuhalten, zu schütteln und zu brüllen: »Diese Stille! So hören Sie doch!« Ich tat es nicht. Stattdessen blickte ich noch einmal in den Himmel. Die Vögel zogen weiter ihre beruhigenden Kreise. Ich sehnte mich zu ihnen.

Da berührte mich jemand an der Schulter. Es war ein Mann, der hektisch gestikulierte, ungehalten und aufgebracht, vielleicht gegen mich. Seine Lippen bewegten sich lautlos und dabei wie rasend, als würde die Wirklichkeit selbst, in Panik versetzt, zu schnell ablaufen. Hätte es mich nicht so sehr geängstigt, es wäre komisch gewesen. Der Mann deutete auf ein Auto, ein Taxi, das vor mir stand. Der Fahrer darin, mit weißen Haaren und dunkler Brille, drückte seine Hand unruhig gegen das Lenkrad, presste mit aller Kraft. Ich stand mitten auf der Straße. Ich blickte mich um und sah hinter mir eine lange Kolonne von Wagen. Man war drauf und dran, mich an Händen und Füßen zu packen, von der Fahrbahn zu tragen. Der Fahrer hupte. Doch ich hörte es nicht. Erst da setzte die Angst ein. Ich fühlte mein Herz schlagen. Ich konnte es fühlen, aber nicht hören. Ein galliges Entsetzen fuhr mir in den Körper. Die Hände kribbelten und wurden fühllos. Tief erschrocken sprang ich zur Seite, begann zu gehen, zu laufen. Die Welt war ohne Klang. Ich lief. Ich weiß nicht, wie lange. Ich musste alles für einen Traum halten, und je schneller ich war, desto eher würde ich ihm entkommen. So musste es sein. Ich rannte. Die Passanten, die sich mir in den Weg stellten, stieß ich zur Seite. Als wäre, so dachte ich, Grönland über Tokio geblendet, als wären alle Geräusche mit einem Mal eingefroren oder von irgendeiner Macht verschluckt. Als würde ich nichts mehr sonst hören als Chantals

Schweigen, ihre unüberwindbare und giftige Abwesenheit. Chantal schwieg, sie schwieg, stur. Ich hörte nichts als diese Stille. Das Fehlen ihrer Stimme. Dabei wollte ich schreien. Mein Atem ging flach. Da hielt ich an, ich weiß nicht wo, verbarg mich in einer schmalen Gasse, in einer Nische, unter einer roten Laterne, im Halbfenster, wie ein krankes Tier, flehend, befühlte meine Ohren. Ich hielt es für mein Ende. Wie Filz, dachte ich, oder wie Watte, verklebte, klumpige Watte, die bis ins Gewebe, ins Innenohr, nein, weiter, bis ins Gehirn gedrungen war. Ich klatsche vor meinen Ohren, erst links, dann rechts, dann wieder links, schlug meine Handflächen aufeinander, immer fester, schlug auf die Ohren selbst. Schlug mir ins Gesicht. Ich schrie, so laut ich nur konnte. Alles war still.

– 3 –

Ich stehe am Fenster und schaue auf die Welt. Glas, Beton und Stahl. Unten vibriert der wirre Verkehr einer mehrspurigen Straße, oben ziehen langsam Wolken über den Abendhimmel. Es ist ein einziger Blick und doch sind es Tausende Fenster, die ich sehe. Es müsste heißen: Ich stehe am Fenster und schaue auf die Welten. Mein Versuch, die Stockwerke der umliegenden Hochhäuser zu zählen, scheitert. Hier siebenundzwanzig, da achtundvierzig, dort dreiundsiebzig Etagen, vielleicht mehr, vielleicht weniger, denn ich verzähle mich ständig, muss immer wieder neu beginnen. Das Immergleiche der Stockwerke bietet für das Auge keinerlei Halt. Im nächstgelegenen Gebäude, dessen Architektur in Wellen von mir fortführt, kann ich in die Fenster blicken. Ich sehe in den unteren Etagen ein Kaufhaus, Kleider, Schuhe, Taschen, Hüte, durch das Warenangebot hastende Menschen, darüber ein Hotel mit immer gleichen weißen Lampenschirmen an den immer gleichen Stellen links am Fenster, darüber Wohnungen, darüber Büros, darüber ich weiß nicht was. In einem der Hotelzimmer beobachte ich eine nackte Frau, die ebenso wie ich am Fenster steht und dabei eine Zigarette raucht. Sie ist jung, etwas

bleich und sehnig. Nachdem sie die Zigarette geraucht hat, vom Fenster wegritt, kann ich einen Blick auf ihr Geschlecht erhaschen, und für einen kurzen Moment spüre ich die Lust durch meinen Körper wandern. Dann ist sie verschwunden.

Lange Zeit stehe ich da und beobachte, wie, mit dem Sinken der Sonne, die Nacht aufsteigt, immer höher, wie sie erst nur die untersten Etagen der Hochhäuser erreicht, die restlichen hingegen noch, als sei es hellster Tag, im warmen Licht der Abendsonne funkeln lässt, wie sie, die Nacht, dann aber, Stockwerk für Stockwerk, immer weiter nach oben wandert, erst noch langsam, im Minutentakt die Etagen in sich aufnimmt, dann immer schneller, hastiger, ganze Etagengruppen zu verschlucken scheint, bis zuletzt nur noch die höchstgelegenen im Tageslicht liegen und auch diese schließlich aus ihrem Bereich vertrieben und in den der Nacht überführt sind. Ich stehe also da und beobachte, wie sich, als sei es zum Trotz, das Licht der Decken- und Bodenlampen, Fenster für Fenster und wiederum Etage für Etage, der Dunkelheit entgegensetzt, zu leuchten beginnt, wie diese Stadt sich von unten her gegen ihr Unsichtbarwerden stellt und sich in eine neue, künstliche Sichtbarkeit setzt, die, so muss ich in diesem Moment denken, ihr wahreres, eigentliches Gesicht zeigt.

Ich erschrecke und wende mich um. Der Arzt steht hinter mir, blickt über meine Schulter hinweg auf die Lichter der Stadt. Er hält mir ein Blatt entgegen, auf dem steht:

»Glauben Sie mir jetzt, dass Sie in Tokio sind?«

Ich nehme das Blatt und den Stift, den er mir entgegenhält, und schreibe:

»Ich habe das nie bezweifelt.«

Er blickt mich an, schreibt.

»Ach nein?«

Mit einem Schlüssel öffnet er eine Tür in der bis zum Boden reichenden Glasfront. Er bedeutet mir, ich solle vorangehen.

Ich steige über die niedrige Schwelle nach draußen, bloßfüßig,